Scranton Wochenblatt.

OFFICE: 427 Lackawanna Ave.

Einen neuen Bericht über die Niederlage des Generals Custer am Little Big Horn River

hat der damalige Obercommandant der Sioux, Sitting Bull, dieser Tage dem Major Crozier selbst geliefert. Er erzählt nämlich. „Als ich sah, daß gekämpft werden mußte, ließ ich dem General Custer sagen, er solle alle seine Krieger aufsitzen lassen und ich würde dasselbe thun; der „große Geist" werde dabei sein und die Partei, die Unrecht habe, werde verlieren. Ich sandte zwanzig junge Männer als Kundschafter da hinaus, von wo aus ich den Anmarsch der Amerikaner erwartete. Fünf kamen bald zurück und meldeten, daß Custer sich vorwärts bewege. Die anderen fünfzehn waren zurückgeblieben, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Diese kamen nach und nach bis auf drei und machten ihre Meldungen. Da wir nun den Anmarsch des Feindes jeden Augenblick erwarten konnten, führten wir den Kriegstanz in unserem Lager auf und kaum war dieser beendet, so kamen die letzten Kundschafter und meldeten, daß sie von einer Anhöhe aus die amerikanischen Truppen gesehen hätten. In der folgenden Nacht machten wir Alles für den Kampf fertig. Die Krieger legten die Kriegsfarben an. Gegen Morgen meldeten die Kundschafter wieder, daß der Feind nur einige Meilen entfernt sei und gegen Mittag erblickten wir die ersten Soldaten. Ich hatte alle Pferde in das Lager treiben und in der Nähe der Zelte ankoppeln lassen. Gegen Mittag waren die Truppen in unserer unmittelbaren Nähe und schwärmten über die Prairie aus. Sie gingen in zwei Abtheilungen zum Kampfe vor. Die eine derselben traf auf unser Lager in der unmittelbaren Nähe meines Quartiers und in der Nachbarschaft von 250 Zelten der Uncapapa Sioux. Ich hatte gerade einen Zauber bereitet, daß der große Geist uns helfen möge. Ich setzte mein Weib auf mein bestes Pferd und befahl ihr, sich mit unserem Baby zu den übrigen Frauen zurückzuziehen. Dann befestigte ich eine Flagge an eine Zeltstange und diese so hoch schwingend als mir möglich war, rief ich meinen Leuten zu: Ich bin Sitting Bull, folget mir! Dann ritt ich an der Spitze meiner Leute gegen die Soldaten und zwar nach der Stelle, wo ich Custer selbst vermuthete. Die Truppen gaben Feuer auf uns, thaten uns aber wenig Schaden, und als ich sah, daß die Soldaten von ihren Sätteln aus schossen und schlecht trafen, sammelte ich meine Krieger, um die Linien der Feinde zu durchbrechen. Dies gelang nicht, und wir eröffneten nun unsererseits das Feuer und tödteten viele Feinde. Die Truppen mußten sich zurückziehen und auf der Verfolgung tödteten wir alle bis auf Fünf. Ich befahl, diese am Leben zu lassen und der Dolmetscher der Amerikaner, der sich unter ihnen befand, rief in der Sprache der Sioux: Custer ist bei der anderen Abtheilung! Nun führte ich meine Leute zum Angriffe gegen diese Abtheilung vor und als wir gerade vorstürmen wollten, brach ein heftiger Sturm mit Blitz und Donner los und ein hernieder fahrender Blitzstrahl tödtete viele Soldaten und Pferde, andere Soldaten sattellos machend.

Ich rief meinen Leuten zu: „Der große Geist kämpft auf unserer Seite, seht, wie er die Soldaten niederwirft!" und nun ging es gegen die Truppen los, so daß wir bald im Zweikampfe einen wirren Knäuel mit denselben bildeten. Viele der Soldaten wurden von ihren eigenen Pferden niedergerannt, die übrigen wurden von uns getödtet. Nur ein paar Leute versuchten zu fliehen, diese wurden aber von den Sioux eingeholt und niedergemacht. Wir haben im Ganzen nur fünfundzwanzig Sioux verloren. Während des Kampfes glaubte ich einmal, General Custer zu sehen, aber es kann sein, daß ich mich täuschte. Ich glaube, daß der General bei dem ersten Angriffe getödtet wurde, denn wir fanden seine Leiche da, wo der ernste Kampf stattfand. Ich glaube nicht, daß Custer sich selbst erschossen hat. Dagegen sah ich zwei Soldaten sich selbst mit ihren Pistolen erschießen. Die Sioux waren ihnen auf den Fersen und sie schossen sich, als sie sahen, daß kein Entrinnen möglich war, durch den Kopf. Die Leiche, welche von Allen als diejenige Custer's erkannt wurde, fiel durch ihr kurz geschorenes Haupthaar auf. Wir tödteten 709 Amerikaner. Wir zählten deren Leichen in der Weise, daß wir auf jede Leiche ein Stäbchen legten, dann diese letzteren sammelten und zählten. Dagegen fielen nur 707 Büchsen in unsere Hände, wahrscheinlich sind zwei der letzteren in den dort fließenden Bach gefallen. [Amerika.]

Die Ernte.

Die diesjährigen Ernteaussichten stellen sich der „N. Y. Handelsztg." so dar:

„Widersprechende Berichte über die nächste Weizenernte sind um diese Zeit stets an der Tages-Ordnung und in diesem Jahre um so aufmerksamer zu prüfen, als die Spekulation beider Richtungen bemüht ist, ihre Interessen zu fördern. Daß der verspätete Eintritt warmen Wetters hier und da die Saat zurückgehalten und die allzustarke Nässe während der letzten Wochen in einzelnen Distritten die Aussichten getrübt hat, läßt sich wohl kaum in Abrede stellen, daß aber der angerichtete Schaden so bedeutend ist, um einen starken Ausfall des Ertrages von Winterweizen befürchten zu lassen, ist um so mehr zu bezweifeln, als nach zuverlässigen Mittheilungen ein weit größeres Areal als im letzten Jahre unter Cultur genommen ist und Sommerweizen soll überhaupt nicht gelitten haben. Wenn demnach eine Chicagoer Zeitung sich zu der Behauptung veranlaßt sieht, daß wir nächsten Herbst kein Körnlein Weizen zum Export übrig haben werden, so giebt solche ultra-pessimistische Aeußerung dem Berdachte Raum, daß dieselbe von der Hausse-Spekulation dictirt worden ist. Auf eine außerordentlich reiche Weizenernte mag wohl kaum zu rechnen sein, ein guter Durchschnitts-Ertrag ist aber, nach dem gegenwärtigen Stand der Felder und nach den Resultaten der in einzelnen Gegenden schon begonnenen Einheimsung, mit annähernder Sicherheit zu erwarten, demnach auch ein ansehnlicher Ueberschuß für Export. Ist der einheimische Consum seit letzter Ernte gestiegen, so ist es die Produktion nicht weniger. Für Mais würde jetzt jede Conjectur verfrüht sein: erfüllen sich jedoch die bis jetzt vollständig bewährten Prophezeiungen des bekannten canadischen Wetterpropheten, der für die ersten zehn Tage Juni's nasses und kühles Wetter angekündigt hatte und für den Rest dieses Monats große Hitze in Aussicht stellt, so kann die Maisernte kaum anders als höchst ergiebig werden. Ueber den Stand der Baumwollpflanze lauten die Berichte soweit günstig, doch wird es die Spekulation im Verlauf der nächsten zwei Monate an Hiobsbotschaften nicht fehlen lassen, worauf wir unsere Leser im Voraus aufmerksam machen. Man erinnert sich, daß auch im vorigen Sommer Rost, Würmer 2c. den Pflanzen großen Schaden zugefügt haben sollten und dennoch übersteigt der Ertrag der letzten Ernte, mit 6,000,000 Ballen, den jedes früheren Jahres."

Noch zwanzig Zelte.

Auf zwanzig Zelte ist jetzt die Heeresmacht Sitting Bull's zusammengeschmolzen, vor welcher vor fünf Jahren ganze Territorien zitterten. Er verweilt mit diesen letzten seiner Getreuen im Fort Qu'Appelle im canadischen Nordwestgebiete.

Dorthin zog er, nachdem er vorher einen Besuch im canadischen Fort Walsh abgestattet hatte. Dem Befehlshaber des letztern Forts, Capitän Crozier, hatte er geklagt, daß er und die Seinen Noth und Hunger litten und daß sie jetzt das Beispiel der ungeheuern Mehrzahl ihrer Genossen befolgen und sich dem Großen Vater jenseits der Grenze unterwerfen müßten. Capitän Crozier lieferte dem jammernden Häuptling reichlich Nahrungsmittel und sandte im Einverständniß mit demselben den Capitän McDonald nach dem amerikanischen Fort Buford, um beim dortigen Kommandanten, Major Brotherton, dem scheinbar so schwer gebeugten Häuptling freies Geleite zu verschaffen. Doch statt sich zum Marsche nach Fort Buford bereit zu halten und der Grenze zuzuziehen, wandte sich Sitting Bull mit den erhaltenen Lebensmitteln plötzlich wieder weiter ins Innere Britisch-Amerika's; er zog nach Fort Qu'Appelle, wo er sich mit seinem Häuflein in kläglicher Lage befindet und die öffentliche Mildthätigkeit der so sehr von ihm verachteten Blaßgesichter anrufen, ja persönlich in Läden um Lebensmittel betteln muß.

Zur Entschuldigung seiner neuen Treulosigkeit führt er an, daß er neuen Grund habe, den Amerikanern zu mißtrauen und daher doch lieber auf dem Gebiete der Großen Weißen Mutter bleiben wolle. Sehr verschnupft ist er namentlich auch darüber, daß seine sechszehnjährige Tochter vor Kurzem mit einem jungen Sioux aus seinem Lager, mit dem sie gegen seinen Willen eine Liebschaft unterhielt, über die amerikanische Grenze durchbrannte und sich mit ihrem Schatz in Fort Buford stellte; seine jüngere und für eine Indianerin sehr hübsche vierzehnjährige Tochter läßt er aus Angst, daß sie ihm auch noch entführt werden könnte, nicht mehr aus den Augen.

Sitting Bull's Lager enthält nur noch ganz wenige Krieger, nämlich ungefähr zehn, und sie haben nur schlechte Waffen, da sie der Hunger während des Winters zwang, ihre trefflichen Büchsen an Händler gegen Nahrungsmittel zu verkaufen. Die große Mehrheit des im Ganzen ungefähr noch hundert Seelen zählenden Gefolges von Sitting Bull besteht aus Weibern, Kindern und sehr alten Männern; unter den Weibern ist auch eine hübsche weiße Frau, die einst als Kind von Sioux geraubt ward und seither ganz zu einer Sioux-Squaw geworden ist, einen Sioux geheirathet hat, aber noch immer englisch versteht und spricht.

Das jetzige Lager Sitting Bull's ist ungefähr 175 Meilen nördlich von der Grenze Montana's und 230 Meilen nördlich von Fort Buford.

Es wäre endlich Zeit, daß die tüchtige canadische Grenzpolizei in Manitoba den Sitting Bull einstecke oder ihn sammt seinen zwanzig Zelten und deren Inhalt an die Ver. Staaten ausliefere.

Außer dem kleinen Rest in den zwanzig Gezelten sind jetzt alle die feindlichen Sioux, welche einst Sitting Bull nach Canada folgten, in den Händen der amerikanischen Regierung. Achtzehnhundert derselben befinden sich in Fort Keogh in Montana, viele Hunderte in Fort Buford in Dakota, und eine andere große Zahl ist ja von letzterem Platze kürzlich auf 3 Dampfern nach der Agentur Standing Rock gebracht worden. Es hieß, die Sioux hätten sich während der Fahrt auf dem Missouri sehr schlecht und meuterisch benommen; der berühmte Kundschafter Allison aber, der sie begleitete und der seither in Chicago angekommen ist, bezeugt, daß sie sich musterhaft betrugen.

Zur Steuer der Wahrheit.

An die „Germania" in Berlin berichtete kürzlich ein unzufriedener Deutsch-amerikanische Amerikaner über Verhältnisse und die Lage von deutschen Einwanderern verschiedene Unrichtigkeiten und Uebertreibungen. So schreibt derselbe unter Anderm:

„Zudem hat der deutsche Einwanderer hier stets für sein Leben und seine Sittlichkeit [!] zu fürchten. New York allein weist in einer Woche mehr Morde und Selbstmorde auf, als Deutschland in einem Jahr [?]. Ehescheidungen gehören hier zum guten Ton. Sollten Sie an der Wahrheit meines Schreibens zweifeln, so bitte ich, lesen Sie nur zwei oder drei Nummern der „New Yorker Staatsztg." und Sie werden staunen, wie tief Amerika in moralischer Hinsicht gesunken ist, und werden auch finden, mit welcher Verachtung die amerikanischen Zeitungen über Deutsche schreiben. Das Justizwesen kennt man hier nur dem Namen nach; wer Geld hat, kann sich selbst ein Gesetz schaffen [?]. Sie können in den hiesigen Zeitungen jeden Tag über Selbstmorde deutscher Einwanderer lesen, welche wegen Mangel an Arbeit und Brod und von Allen verlassen an ihrem Fortkommen verzweifeln. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß von hundert Einwanderern neunundneunzig unglücklich sind [!!] Amerika ist nur ein Land für die Juden. Die bringen gewöhnlich Geld mit hierher und dürfen hier Alles treiben, was in Deutschland ein Verbrechen ist. Der christliche Arbeiter ist hier Sclave der Juden; die meisten Häuser und Grundstücke sind Eigenthum der Juden und diese haben die Miethe so hoch hinaufgetrieben, daß man genöthigt war, am 27. März eine Versammlung zu halten, die von 40,000 Personen besucht war, und die den Beschluß faßte, der hohe Miethszins müsse verweigert werden, ähnlich wie in Irland der Pachtzins. Ich theile Ihnen diese Notiz mit, um sich leichter einen Begriff von Amerika zu machen. Ich war ein langjähriger Leser Ihres Blattes und gehöre zu Ihrer Partei."

Hierzu macht der Nestor der deutschen katholischen Presse dieses Landes, der wohlbekannte „Papa Oertel" von der „Kath. Kirchenzeitung" in Jamaica, N. Y., in seiner originellen Weise folgende sehr treffende Bemerkungen:

Zur Steuer der Wahrheit, schreibt derselbe, müssen wir nun aber der wertheu Redaction der „Germania" erklären, daß der Verfasser des obigen Schreibens, der sich als „gewissenhafter und ehrlicher Deutscher" ankündigt, ein arger Schwarzseher ist und daß seine Auslassungen über Amerika,—in specie New York — milde zu sprechen, sehr übertrieben sind. Daß derselbe überdies noch sein „Ehrenwort" verpfändet, daß „von hundert Einwanderern neun und neunzig unglücklich sind", das geht noch über's Bohnenlied. Seller Mann muß wirklich sehr schlechte, traurige Erfahrungen in Amerika gemacht haben und jedenfalls ein höchst überspannter Kopf sein. Schreiber dieses, der sich schon bald 43 Jahre in Amerika befindet und 35 Jahre Editor des † Blättle ist, hat Gelegenheit genug gehabt, Amerika — Land und Leute — gut kennen zu lernen. Amerika hat seine Schattenseiten, das ist wahr, und in welchem Lande wären keine Schattenseiten? Etwa im deutschen Reich, in Bayern oder in Oesterreich? Oder gar in Rußland oder Polen? Nein, der Alte kann in Wahrheit sagen, ohne daß er es für nöthig hält, hierfür sein „Ehrenwort" zu verpfänden, daß ihm Amerika trotz aller Schattenseiten — Alles in Allem genommen—für ein sehr gesegnetes Land gilt. Der Lichtseiten dieses unseres Adoptiv-Vaterlandes sind viele und wer verständig, billig denkend, arbeitsam und kein Hypochonder oder Pechvogel ist, für den werden die Schattenseiten, wenn auch nicht völlig verschwinden, so doch ganz gut erträglich sein. —

Um nur zwei Punkte anzuführen, die seller Schwarzseher in New York berührt, die Gefahr für Leben und Sittlichkeit in Amerika und die bösen Juden, deren „Sklaven" die christlichen Arbeiter seien, so können wir versichern, daß die Moralität und die Sicherheit des Lebens 2c. bei uns in New York, auf Long Island und in ganz Amerika ebenso fest steht wie in Deutschland. Wer hier moralisch leben will, kann das hier eben so gut thun, wie draußen. New York ist wahrlich um kein Haar schlimmer, als Berlin, München oder Wien. Auch haben wir eine ziemlich gute Polizei. Und wer da denkt und schreibt, daß hier keine Justiz herrsche, der muß blind sein oder crazy. Manche Verbrechen mögen wohl ausnahmsweise hie und da ungestraft bleiben. Geschieht das nicht aber auch manchmal im alten Vaterland?

Was endlich bei Juden anlangt, so braucht sich wirklich kein Deutscher (Arbeiter oder Nichtarbeiter) vor ihnen zu ducken. Es ist lächerlich zu behaupten, daß der Deutsche (oder gar der Amerikaner?) von den Juden etwas zu leiden habe. Wir haben seit Jahren Juden kennen lernen, die höchst achtungswerth im Handel und Wandel sind, gute Familienväter, gute Bürger, gute Nachbarn, mildthätig gegen Arme auch Nichtjuden. Auch ist Factum, daß unser Amerika kein Land für Judenhetze ist, wie im deutschen Reich oder in Rußland.

Die entschädigten amerikanischen Fischer.

Es war an einem Sonntag im Januar 1878, als in der Fortune Bay an der Küste Neu-Fundlands drei kleine amerikanische Fischerschiffe von Canadiern überfallen, ihrer Geräthe und ihrer Beute beraubt und dann verjagt wurden, und nicht lange danach fand ein ähnlicher Ueberfall in der Nähe von Cap Breton bei Neu-Schottland statt.

Die schlaffe Regierung des Präsidenten Hayes that beinahe gar nichts gegen diese Gewaltstreiche; und das kraftvolle englische Ministerium Beaconsfield machte sich diese Feigheit zu Nutze, um in äußerst hochfahrenden Noten des Lord Salisbury unserer Regierung begreiflich zu machen, daß sie betreffs jener Gewaltstreiche gar nichts zu sagen habe, daß vielmehr die Canadier ganz in ihrem Rechte gewesen seien, indem das Lokal-Gesetz von Neu-Fundland das Fischen am Sonntag verbiete und ein solches Lokalgesetz durch den Vertrag von Washington, der den amerikanischen Fischern das Recht zum Fischen in jenen Gewässern einräumt, nicht beseitigt sei.

Die Regierung des Herrn Hayes verpfuschte die ganze Streitfrage, indem sie trotz dieser inzwischen vorgekommenen Gewaltthaten die berüchtigten, durch den Schiedsspruch des belgischen Gesandten Delfosse ihr abgeforderten fünf Millionen Dollers an England bezahlte, ohne eine Miene zu verziehen. Sie zahlte an England einen ganz übertriebenen Preis für das Recht amerikanischer Fischer, in britisch-amerikanischen Gewässern zu fischen, und gleichzeitig ließ sie es sich gefallen, daß den amerikanischen Fischern dieses Recht durch britisch-amerikanische Lokalverordnungen und Lokalstrolche geraubt wurde. Ihre Schwachheit war doppelt verdammenswerth, da der Congreß sie zu einer entschiedenen Wahrung der Rechte amerikanischer Fischer durch ausdrücklichen Beschluß aufgefordert hatte.

Auch als das stolze Ministerium Beaconsfield durch das mildere und gerechtere Ministerium Gladstone ersetzt worden war, nahm unsere Regierung keine kräftigere Haltung zu Gunsten der beschädigten Fischer an; und freiwillig den letzteren gerecht zu werden, fiel natürlich selbst den Herrn Gladstone und Granville nicht ein. Kurz — diese ganze Fischerei-Angelegenheit war in den Grund und Boden hinein verhunzt, als Garfield seine Präsidentschaft antrat. Doch der neue Staatsminister Blaine bestrebte sich, die schmachvollen Unterlassungssünden seines Vorgängers wieder gut zu machen. Er verlangte von England eine Entschädigung im Betrage von $103,000 für die beschädigten Fischer, meist arme Familienväter von der Fischerstadt Gloucester in Massachusetts. Als ächter Kramer suchte aber der neue Mann nachgiebiger gewordene John Bull auch von dieser Summe noch etwas herunterzuhandeln. Und wirklich hat Herr Blaine mit ganz unnöthiger Nachsicht $30,000 nachgelassen, so daß er von John Bull nur $73,000 bekommt. Für die Fischer und ihre Familien ist dies immerhin weit besser als nichts, falls ihnen nämlich das Staatsministerium das von der englischen Gesandtschaft in Washington bezahlte Geld ohne Zeit- und Geld-raubende Formalitäten ausbezahlt.

Die Hauptsache ist aber für die Ver. Staaten selbst natürlich nicht das Geld, sondern das von der jetzigen Regierung der Ver. Staaten dem unverschämten John Bull immerhin abgenöthigte Zugeständniß, daß er mit seiner Verweigerung einer Entschädigung im Unrechte war, und daß canadische Lokalverordnungen, Lokal-Behörden und Lokalstrolche kein Recht haben, den amerikanischen Fischern ihr von den Ver. Staaten so theuer erkauftes Recht zu verkürzen.

Oesterreichische Aristokraten über Amerika und Europa.

Tief beschämend für diejenigen Blätter im deutschen Reiche und in Oesterreich, welche fortwährend die Ver. Staaten verkleinern und verlästern, sind die jetzt in östreichischen Blättern erscheinenden Urtheile der sechs hohen östreichischen Adeligen, die seit mehreren Monaten die Ver. Staaten bereisen. Sie ließen schon in früheren Berichten der Cultur des amerikanischen Volkes die glänzendste Gerechtigkeit widerfahren. Graf Andrassy, Sohn des berühmten ungarischen Staatsmanns stellt jetzt in einem Briefe an das Wiener Blatt „Vaterland" sehr interessante Vergleichungen zwischen Amerika und Europa an, denen wir Folgendes entnehmen:

„Es steht zu befürchten, daß der Aufschwung Amerika's sich in den nächsten Jahren noch schneller als bisher vollziehen wird, und zwar auf Kosten Europa's, sowie nämlich in der alten Welt ein großer und langer Krieg ausbrechen sollte. Europa muß dann noch mehr Lebensmittel von Amerika kaufen und noch höhere Preise dafür bezahlen, weil es selbst dann weniger produzirt. Es wird dann auch Waaren anderer Art, namentlich für das Militär, hier kaufen. Schon jetzt läßt die Türkei hier Patronen machen. Unser baares Geld wird dann nach Amerika abfließen, unsere Productivfonds, Grundbesitz, Fabriken werden entwerthet werden, unsere Staatspapiere und Industriewerthe, Eisenbahn-, Fabriks- und Bergwerksaktien werden im Course sinken, ein Sauve-qui-peut der europäischen Bevölkerung wird eintreten und die Auswanderung nach dem Kriege und in den vom Kriege noch nicht erfaßten Ländern wird eine ungeheure sein.

Man wolle mir den Vergleich nicht übel nehmen: es wird den Europäern neben den Amerikanern ergehen, wie es den Indianern hier ging. Die Indianer zerfielen in viele Stämme, welche alle ebenso gute Gründe hatten, sich alle Augenblicke mit Krieg zu überziehen, wie es die einzelnen Nationen Europas thun. Auch zweifle ich nicht, daß im Kriegsrathe der Häuptlinge der Huronen und Chippewas am lodernden Lagerfeuer, wie man am besten den verhaßten Stamm der Irokesen vertilge, ebenso tiefe Staatsweisheit zu Tage kam, wie in mancher heutigen Diplomatenconferenz.

Europa erholte sich nach jedem Kriege wieder, weil es die Märkte der vier Welttheile nachher wieder mit theuren Waaren versah. Nach dem nächsten Kriege wird Europa diese Märkte von amerikanischen Waaren occupirt sehen und sie nie wieder gewinnen, weil die amerikanischen Fabriken dann so weit erstarkt sein werden, daß die Union zum Freihandel übergeht.

So lange Europa ohne weiße Arbeits-Concurrenten war, konnte es sich die mörderischen Kriege erlauben. Es hätte dies unchristliche Verfahren auch fortsetzen können, wenn in Nordamerika kriegerische Staaten entstanden wären, wie in Süd-Ameika, wo Chili und Peru sich eben wieder auf Jahrzehnte zurückgeworfen haben. Allein in Nordamerika hat man überhaupt keinen Krieg geführt, außer Kleinigkeiten mit Mexiko. Man hat allerdings einen Aufstand niedergeworfen; allein dabei hat man, wie wir jetzt hier täglich sehen, die unterlegene Partei fast vernichtet und — wie es scheint — für immer untauglich gemacht. Ihre Männer wurden getödtet, verkrüppelt, ihre Sklaven ihnen gleich gemacht und sie sind gänzlich verarmt. Ihr Besitz geht größtentheils in die Hände von einwandernden Nordländern über. Sie können an keine Revanche denken und thun es auch nicht mehr. Eine andere Partei, die Interesse am Zerfalle der Union hätte, existirt nicht.

Nun wird es sich wirklich nicht bewähren, das wir in Europa, das noch nicht den dritten Theil der natürlichen Hülfsmittel Amerikas, aber eine sechs Mal so starke Bevölkerung zu ernähren hat, zwei Millionen Soldaten stehend halten, während man hier 27,000 hat; daß wir alle Augenblicke große Kriege haben, die Menschen und Kapital in Unsummen zerstören, während man hier fort und fort erfindet und arbeitet. Wenn zwei solche Systeme neben einander existiren, so vernichtet zuletzt das letztere das erstere.

Man werfe mir nicht vor, ich male zu schwarz. Ich habe hier fünf sehr unverdächtige Zeugen, die bei ihrer Heimkehr Alles bestätigen werden, was ich jetzt mittheile.

Die deutsche Kolonial-Politik.

Die Kolonial-Politik in Deutschland gewinnt durch die massenhafte Auswanderung wieder neues Leben. Das heißt von der Regierung aber im Reichstag verlautet darüber nichts Neues, aber in den Zeitungen wird diese Frage wieder lebhaft besprochen.

Den patriotischen, sparsamen und haushälterischen Deutschen ergreift ein Grausen beim Anblick dieser Menschenströme, welche am Neckar, am Main und Rhein, an der Weser und an der Elbe landabwärts nach den Hafenstädten ziehen, um nach einer neuen und besseren Welt zu wandern. Denn wenn die neue Welt nicht auch für die bessere gälte, würde man die alte nicht so massenhaft verlassen.

Der deutsche Patriot hat Recht. Es ist ein trauriger Anblick, daß so Viele nun außerhalb des Vaterlandes nicht etwa großes Glück erjagen, sondern nur ihr nothdürftiges tägliches sicheres Brod oder einen kleinen festen Besitz suchen müssen. Für den sparsamen wirthschaftlichen Sinn ferner ist es ein trüber Gedanke, daß so viel derbe Mannes- und Arbeitskraft dem Vaterlande verloren geht, so viel Arbeits-Kapital, mit dem aber auch zugleich Millionen bereits erworbenes, aufgesparntes Kapital aus dem Lande gehen.

Doch jeder einsichtsvolle Mann im alten Vaterland muß begreifen, daß überwältigende Gründe vorhanden sein müssen, welche eine so allgemeine, gleichmäßige, gewaltige Erscheinung hervorrufen. Das Vaterland gibt diesen Fortziehenden offenbar nicht so reichliches oder so sicheres Brod, um sie festhalten zu können.

Die Schuld liegt also nicht an den Fortziehenden — wenigstens nur an Einzelnen derselben. Sie muß anderswo, sie muß in den Verhältnissen des Landbesitzes und der Industrie und in der verkehrten und unfreien Verwaltung der einzelnen Reichsländer und des Gesammt-Reichs geschuld werden. Und in letzterer Hinsicht wird wohl der furchtbare bewaffnete Frieden und sein Menschen- und Steuerdruck Erklärung genug sein. Das Reich stößt seine Kinder von sich in die Fremde.

Wohl ihnen, daß es keine vollständige Fremde ist, welche ihnen winkt, daß es ein Land ist, das Miteigenthum des deutschen Stammes ist, der es seit 200 Jahren kultiviren, reich, groß und frei machen hilft. Sie ziehen aus dem Lande ihrer Väter, aus Deutschland, nur zu einer stammverwandten Nation, die zum großen Theil von denselben Vätern abstammt.

Aber dieses Glück im Unglück, im Verlassen des Vaterlands, diesen Trost in der Verbannung, diese Hoffnung auf sicheren Erwerb wollen ihnen die Daheimbleibenden nicht lassen. Sie wollen sich nicht freigeben. Wenn sie doch einmal die alte Heimath aufgeben wollen, so sollen sie in einer neuen Heimath aufgenommen werden, welche mit der alten in inniger politischer Wechsel-Beziehung steht. Mit einem Wort, man will diesen Auswanderungs-Strom in Colonien leiten, welche das deutsche Reich erwerben, eignen und regieren soll. „Dann wird man ja die Weggiehenden nicht verlieren. Sie bleiben ja dann bei deutscher Art und deutscher Sprache," sagt der Patriot. „Sie arbeiten ja dann auch in der Ferne für Deutschland," sagt der Kapitalist und der Volkswirth. „Sie bleiben ja dann Soldaten und Steuerzahler," sagen die deutschen Regierungsmänner.

Aber das Letztere sollte doch die Patrioten und Nationalökonomen etwas stutzig machen in ihrer Colonial-Politik. Gleichviel wo sie ihre Auswanderer anbringen möchten oder können, auf den Südsee-Inseln, oder in Süd-Brasilien, oder in Südwest-Afrika, unter dem Reichs-Kriegsgesetz und dem Reichs-Steuer-Büttel würden sie bleiben.

Darüber aber sagt Herr von Corvin ganz richtig in seinen Leipziger Correspondenzen an die „Ill. Staatszeitung" etwa wie folgt: „Dieselbe Esel wollen die Auswanderer wieder in Regierungs-Colonien schaffen; sie wissen nicht, daß die meisten derselben blos vor der deutschen Regierung fliehen". Damit ist der Kolonial-Politik das Urtheil gesprochen. Deutschland's Regierung wird nicht im Stande sein, viele Auswanderer zur Ansiedlung in überseeischen Regierungs-Kolonien zu bewegen, so lange die Ver. Staaten noch Raum für Alle haben, die Europa verlassen wollen.

Aber das hindert durchaus nicht, daß Deutschland sogenannte Civilisations- und Handels-Kolonien anlegt, oder erwirbt, wie sie Holland in Ost-Indien besitzt. Darauf muß seine überseeische Politik ausgehen. Und diese wichtige Frage läßt sich einfach dadurch lösen, daß Holland wieder ein deutsches Reichs-Glied, und daß seine Kolonien deutsche Reichs-Kolonien werden. Das würde für diese und für Deutschland und Holland zugleich die ungeheuersten Vortheile bringen.

Dahin wird es sicher früher oder später kommen. Alsdann wird Deutschland von seiner eingepferchten Stellung als binnenländische Macht Europas zu der ihr gebührenden Stellung als Weltmacht und Großmacht zur See emporsteigen können. (Phil. Dem.)

Inländische Nachrichten.

— Ein Versuch wird gemacht werden, englische Fasanen in unseren Rocky Mountains einzubürgern. Lord Morley hat unlängst aus England an einen in den Rocky Mountains ansässigen Freund mehrere dieser ebenso schönen als nützlichen Vögel geschickt. Zum Dank dafür wird den Engländern eine Sendung amerikanischer Truthühner versprochen, deren Fortkommen in England kaum bezweifelt wird.

— Ein Wechselblatt sagt: „Wenn ein junger Mann sein Mädchen besucht und von ihr zum Essen eingeladen wird, ißt er irgend etwas, was sie ihm vorsetzt und lobt ihre Kochkunst, auch wenn Alles noch halb roh ist. Aber wenn er sie heirathet und das Essen ist dann nicht nach seinem Schnabel, dann wird er bald genug maulen." In diesen Worten scheint mehr Wahrheit als Dichtung zu liegen.

— Bei San Antonio in Texas hat dieser Tage ein einziger Straßenräuber eine Postkutsche angehalten, in welcher vier Passagiere saßen. Obgleich zwei der Passagiere geladene Revolver hatten, zwang der Räuber sie und den Postillon, den Postsack herauszugeben, aufzuschneiden und zu leeren. Nachdem der Räuber den Inhalt sortirt und das Brauchbare zu sich gesteckt hatte, ritt er ungehindert davon. Einer der fünf Helden vom Postwagen hatte in seinen Kleidern $17,000 versteckt, die dem Räuber entgingen.

— Ein Herr Close, als Vertreter englischer Capitalisten, hat auf einem Landbesitz von 10,000 Acres in Iowa das britische Landlordsystem eingeführt, nur mit dem Unterschiede, daß die Pacht in Gestalt der halben Ernte von den Pächtern bezahlt wird, welche außer der Arbeit auch noch die Ackerbauwerkzeuge, das Saatkorn, Vieh 2c. stellen müssen. Da jeder Pächter 180 Acres bekommt und ihn meist erst urbar machen muß, so ist der Gewinn der Capitalisten ungeheuer. Aber Herr Close sagt, sie könnten auf ihre Bedingungen hin Pächter finden, so viel sie wollten. Das ist für die Gegenwart traurig und für die Zukunft gefährlich.

— Vennor's Wetter-Prophezeiungen für Juni, welche ursprünglich schon im September vorigen Jahres geschrieben waren, als sein „Almanach" zur Presse ging, sind jetzt von ihm selbst folgendermaßen verbessert worden: „Kühles und trübes Wetter im Allgemeinen, mit häufigen Regenschauern, bis zum 9. oder 10., gelegentlich ein warmer Tag und wahrscheinlich Frost am 7. oder 8. Am 10., 11. und 12. Sturm mit trübem Wetter, Hagel und Gewitter. Am 13. und 14. schönes Sommerwetter mit kühlen Nächten. Vom 15. bis 18. kühles, unstätiges und regnerisches Wetter. Am 19. und 20. warmes Wetter, zunehmende Hitze bis zum 25. Von da an bis zum 28. Sturmperiode mit schwülem Wetter. Am 29. und 30. kühleres Wetter mit Witterungswechsel. Diese Voraussagungen werden wahrscheinlich für einen großen Theil der Vereinigten Staaten in Erfüllung gehen."

— Der General-Adjutant der Armee, R. C. Drum in Washington, erläßt eine Aufforderung an alle diejenigen Officiere der ehemaligen Freiwilligen-Corps, welche noch Bücher oder andere Verzeichnisse ihrer Corps, Divisionen, Brigaden, Regimenter oder Compagnien in Händen haben, dieselben an seine Office, wohin sie gehören, zu senden. Es geschieht dies im Interesse einer großen Anzahl von Wittwen, Waisen und erwerbsunfähigen Soldaten, deren Ansprüche noch immer im Pensionsamt schweben, weil es an den erforderlichen Nachweisen fehlt, welche die fehlenden Verzeichnisse von aufgelösten Freiwilligen-Commandos liefern würden. Andere Ausgaben, als Post- oder entsprechende Expreßgebühren wenn die Packete schwerer als 4 Pfund, können von der Regierung nicht vergütet werden.

— Ein Selbstmörder auf Pump erregte dieser Tage Sensation auf der großen St. Louiser Brücke. Ein unbekannter, ältlicher Mann, offenbar ein Englisch-Amerikaner, kam Abends zum Brückengeld-einnehmer auf der Ost-St. Louiser-Seite der Brücke und bat um unentgeltlichen Uebergang. Er sagte, daß er keinen Cent Geld, aber wichtige Geschäfte in St. Louis habe. Seine Bitte wurde abgeschlagen. Er bot seinen Rock als Pfand an, aber auch das wurde nicht gewährt. Entmuthigt ging er mehrere Schritte zurück, als er einem Herrn begegnete, den er bat, für ihn bis auf Weiteres das Brückengeld zu bezahlen. Letzterer gab ihm 5 Cents und ging seines Weges. Der Fremde bezahlte nun sein Brückengeld. Als er in der Mitte der Brücke angelangt war, stieg er über das Geländer, und ehe ihn einer der des Weges Gehenden daran hindern konnte, stürzte er sich in die Fluthen. Man sah ihn noch verschiedene Male auftauchen und dann verschwand er spurlos in den Wellen.

— Wie gefährlich religiöse Exaltation werden kann, davon zeugt ein Gattenmord, der kürzlich in Chrisfield in Maryland vorkam. Ein Herr Sterling hatte in Folge religiöser Ueberspannung seit ein paar Tagen schon allerlei Thorheiten gemacht, besonders wenn er auf religiöse Fragen zu sprechen kam. Vor einigen Tagen begann er mit seiner Frau zu disputiren und verlangte von ihr, sie solle als Gottes Sohn anerkennen. Sie versuchte ihm dies auszureden, vermied jedoch ihn aufzureizen und brach endlich den Streit ab, da er immer heftiger wurde, indem sie erklärte, sie müsse etwas im oberen Stock des Hauses besorgen. In der Zwischenzeit bewaffnete sich ihr Mann mit einem Beil und als sie die Treppe wieder herunterkam, begann er ohne ein weiteres Wort auf sie einzuhauen. Nachdem er ihr verschiedene furchtbare Wunden beigebracht, kam ihr Sohn der Mutter zu Hülfe, erhielt aber auch einen Beilhieb. Die unglückliche Gattin floh blutüberströmt in's Nachbarhaus, auch der Sohn bewerkstelligte seine Flucht, während der Mörder in seinem Hause ein dämonisches Triumphgeschrei ausstieß. Die Frau erwartet stündlich den Tod, der Sohn ist schwer verwundet, der Mörder einstweilen im Gefängniß.

— Das Obergericht des Staates Tennessee hat den Versuch der Stadt Memphis, sich ihre Schulden vom Hals zu schaffen, vereitelt. Die Entscheidung besagten Gerichts stützt sich auf folgenden Satz: Wenn eine städtische Gemeinde oder Körperschaft sich auflöst, aber dieselben Leute desselben Ortes sich dann als neue Gemeinde unter einem neuen Namen inkorporiren lassen, so kann ein Prozeß, welcher gegen die alte Korporation, zur Zeit ihrer Auflösung geschwebt hat, ohne Weiteres gegen die neue Korporation wieder aufgenommen werden. Deshalb ist der Steuerbezirk Memphis, als Nachfolger und Fortsetzung der alten Stadt Memphis, haftbar für die alten Schulden der Stadt. Diese Entscheidung